

# Schuhmacher-Fachblatt

## Organ des Zentralverbandes der Schuhmacher Deutschlands und Publikationsorgan der Zentral-Kranken- und Sterbekasse der Schuhmacher und verwandten Berufsgenossen

Nr. 21      Erscheint jeden Sonntag.      Gotha, 27. Mai 1917      31. Jahrg.  
Abonnementspreis: M. 1.— für das Vierteljahr.      (Telephon: Nr. 174.)      Einzelhefte kosten 60 Pfg. die einspaltige Petitzeile.      Bei Wiederholungen Rabatt. — Stellenvermittlungs-Anzeigen für Mitglieder 10 Pfg.

### Inhaltsverzeichnis.

**Pfingsten.** — Aus der schweizerischen Schuhmacherbewegung. — Volkswirtschaftliche Betrachtungen. — Aus dem Reichstage. — Warum keine Rentenerhöhung in der Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung. — Von der schweizerischen Gewerkschaftsbewegung. — Amerikanische Sozialisten über Krieg und Frieden. — Aus unserem Ver-  
f. — Verbandsnachrichten.  
Beilage: Für unsere weiblichen Mitglieder: Warum muß die Frau organisiert sein? — Abfindung von Kriegsveteranen bei Wiederverheiratung. — 4 388 017 Säuglingsleiden. — Für die Gleichberechtigung der Frauen. — Kleidung. Neupfer. — Liebe Schwester. — Was will die Gewerkschaft?  
Feuilleton: Kleine Leute.

### Pfingsten.

Vor einem Jahre begannen wir an dieser Stelle unsern Pfingstartikel mit dem Satz: „Zum zehntenmal Kriegspingsten, aber gewiß auch zum letztenmal, denn es ist schon längst genug das graufame und blutige Spiel.“

Der bringende Pfingst- und Friedenswunsch, der aus unserm Herzen kam, ging leider nicht in Erfüllung; auf die erste und zweite folgte die dritte Kriegspingsten, aber man kann sich gar nicht zwingen zu dem Gedanken; es hätte noch die vierte folgen. Das graufame und blutige Spiel, das seit dem letzten Pfingstfest Millionen weiterer Opfer von blühenden Menschenleben gekostet und weiteres unermessliches Unglück der Menschheit gebracht hat, muß ja ein Ende finden und je eher, desto besser!

In der Pracht des Frühlings, den uns ein langer, harter Winter solange vorantreibt; in der glänzenden Blütenpracht der ewig jungen und grünen Natur; in dem neuen Leben, der neuen Liebe und Hoffnung, in dem erhabenden Frühlingsfeste des Pfingstfestes kommt und der ganze scharfe Gegensatz, den dazu der graufame Krieg bildet, zum vollen Bewußtsein. Ladende Fluren und frohes Pfingstfest da, der Weltfriedhof der Millionen Männerleichen und das große europäische Frauenhaus dort! Pfingstfest schaffe den Ausgleich, bringe den Frieden, denn nur wieder vorwärts und aufwärts kann der Übergang der Menschheit sein, der Tiefstand des Niederganges ist erreicht, der Lebensstich bis auf die Seele geleert.  
Der überlebte alte Pfingstgeist vollbringt keine Wunderthaten mehr. Es ist auch das Friedensgebet des Papstes erfolglos gewesen, das doch rührend und beweglich genug war.

In der Angst und Not eines Krieges, der die Völker und Nationen in ihrem Bestand bedroht, stehen wir, o Jesus, zu deinem liebevollen Herzen, als zu unserem höchsten Anlaufort. Zu dir, o Gott der Barmherzigkeit, stehen wir mit Inbrunst: werde ab diese schredliche Geißel! Zu dir, o Friedensstiftung, rufen wir in inständigem Gebet: gib uns bald den ersehnten Frieden! Von deinem göttlichen Herzen aus liebst du auf der ganzen Welt heilige Liebe erstreben, damit jegliche Zwietracht schwinde und unter den Menschen nur die Liebe herrsche. Dein Herz schlägt, da du auf Erden weilst, voll zarten Mitleids für alle menschliche Not. Ach, möge dein Herz sich unjer erheben auch in dieser Stunde, die schwer auf uns lastet mit ihrem verhängnisvollen Haß und dem entsetzlichen Blutvergießen! Erbarme dich so vieler Mütter, die in Angst und Sorge sind um das Schicksal ihrer Söhne; erbarme dich so vieler Familien, die ihres Hauptes beraubt sind; erbarme dich des unglücklichen Europa, über das so schweres Verhängnis hereinbrochen ist! Ob du den Herrschern und den Völkern Gedanken des Friedens einlebst, ob du den Krieg, der die Nationen entzweit, machst, daß sich die Menschen in Liebe wieder zusammenfinden!  
Alles bedarf der Verjüngung in dieser schweren Zeit, in der altes und neues zusammen unterirdisches untergeht in der unbegrenzten Verberberung des Krieges. Da bedarf es auch des neuen Pfingstfestes des Sozialismus, der den Sieg über die roten Mächte erringt; der die Menschheit mit neuem idealem Denken und Fühlen, mit Gleichheits-

Bruder, Freiheits- und Gerechtigkeits Sinn erfüllt und der der Menschheit den dauernden Frieden, Liebe und Glück für alle bringt.

Der Krieg steht freilich schon heute mit all dem, was war und ist, in Widerspruch; keine elementare und unüberwindliche Naturmacht hatte ihn zur unabwendbaren Notwendigkeit gemacht; im Gegenteil drängte alles zur weiteren friedlichen Entwicklung, zum Fortschritt und Aufstieg der ganzen Welt. Und abgesehen von den reichen Milliarden-gewinnen der Kapitalistenklasse hat die ganze Welt nur unermessbaren Schaden und einen lange Zeit empfindlich nachwirkenden Rückschlag vom Krieg, insbesondere die Arbeiterklasse, die in unheilvollster Weise in dem blutigen Niedergang mitgerissen wird.

Als am 28. Juni 1908 der jährliche Gedentag der Friedenskonferenz im Haag begangen wurde, sagte darüber der damalige gefeierte französische Philosoph und Sozialist Anatole France unter anderem:

„Der Krieg hat heute kein Lebensrecht mehr. Dies ist eine reale, gewisse Tatsache, die vielen Beobachtern nur darum entgeht, weil sie unermesslich ist und nicht alle Augen sie in ihrem weiten Umfang zu umfassen vermögen. Aber sehen Sie doch: Kolonien, Land und Landesfrucht, Vieh, Getreide, Rohstoffe, gewerbliche Erzeugnisse, blankes Geld und Kredit — all das, was das Gedeihen der Völker und die Kraft der Nationen erschafft, gewann man ehemals mittelst der Gewalt. Heute ist das ein Gegenstand des Einvernehmens zwischen Nationen der gleichen Zivilisationsstufe. Es ist wahr, daß die tieferstehenden Nationen nur allzu oft die Kosten zu bezahlen haben. Aber man kann voraussehen, daß ein so graufamer Mißbrauch nicht ewig währen wird. Zwischen den Völkern von kultureller Ebenbürtigkeit verwickelt sich trotz der Rivalitäten und trotz des Mißtrauens, mit jedem Tag fortschreitend, freiwillig oder unfreiwillig, das Einvernehmen.“

Die wachsende Masse der Verkehrs- und Austauschmittel, die unvermeidliche Solidarität der Handels- und Finanzmärkte, die rapiden Fortschritte des internationalen Sozialismus, des Proletariatsbundes, sie bereiten unmerklich die Vereinigung der Völker aller Weltteile vor.

Der allgemeine Friede wird sich eines Tages verwirklichen, nicht weil die Menschen besser sein werden — dies zu hoffen, ist uns nicht gestattet — sondern weil eine andere Ordnung der Dinge, eine neue Wissenschaft, neue ökonomische Notwendigkeiten, die wir entstehen und wachsen sehen, ihnen den Friedenszustand ebenso auferlegen werden, wie ehemals die Bedingungen ihrer Existenz selbst sie in den Kriegszustand verfesten und darin festhielten.

Ich fürchte das, was man die „Ueberraschungen des Bergens“ genannt hat, und will die Suggestionen des Gehirns aufscheiben. Ich sage: Möge der Friede zugrunde gehen, wenn er die Menschheit kleiner macht! Und ich sage: Möge der Krieg untergehen, weil er heute nicht imstande ist, die Verluste und Schäden, die er dem Sieger verursacht, zu ersetzen. Möge der Krieg untergehen, da jetzt die Industrie der große, der einzige Eroberer geworden ist.

Der Frieden! Zu allen Zeiten hat die Welt nach ihm gedürstet. Wir erröten nicht, weil wir ihn ersehnen — die Völker haben ihn vor und ersehnt. Die Schwerter in Pfingstscharen umgürseln. Ist der Wunsch der Propheten Israels vor der Dösten von Äthen und Rom. Es ist der Wunsch der besten und vornehmsten Geelen der modernen Weltalter. Und mehr noch: Man hat Krieg immer nur geführt, um den Frieden zu erlangen. Es ist also die Bestimmung des Krieges, in seinem Entzweit unterzugehen. Möge er doch für immer untergehen!

Völker, erinnert euch, was er euch an Macht, an Glanz und an Ruhm gebracht hat, und rollt ihn in sein Purpur-linnen! Und fürderbin von der schimmernden Skaverei in seinem Joch befreit, lüchelt Größe und Reichtum nicht in den Siegen eines Tages, sondern im Frieden, der auch ein Sieg und der einzige dauernde ist!

Wer aber wird um den toten Krieg weinen? Wenn unter Ihnen einige sind, die von einer ähsternen Theologie genährt, ihn vernichten, ihn als eine Geißel erweisen, und in den Schlachten das blutige Opfer sehen, das dem Gott der Herrschenden wohlgefällt — ja, diesen haben sich nichts zu erwidern.

Fürchten Sie etwa, daß man mit dem Krieg zugleich den Mut, die Beharrlichkeit, die Selbstverleugnung liest,

die stolzeften Tugenden, die das Menschenberg schaffen machen? Nein! Auch die Kunst des Friedens, die Wissenschaft — die reine, spekulative wie die handelnde, den Bedürfnissen der Individuen und der Gesellschaften angepasste Wissenschaft — und die Werte der Zivilisation feuern die Energien an, erregen den Mut und zeigen Helden. Es ist nicht der Augenblick, daran zu zweifeln, legt, wo die friedliche Eroberung des Luftraumes unter den Dingen und Unerforschtesten so schonungslos Ihre Opfer fordert.

Mögen also diejenigen, die glauben, daß die harten Prüfungen nötig seien, um die Herzen zu stärken, sich beruhigen. Auch wenn die Kriegstrompete, deren Ton in der Welt immer leiser wird, aufgehört haben wird, die Rufen zum Gemeinzel zu rufen, wird die Menschheit nicht in Gefahr kommen, in den Wonne eines neuen, goldenen Zeitalters einzuschlafen. Afrika wird nicht vom Joch des Herkules um die Menschen für die hohe Ruhe eines ewigen Frühlings zu unterwerfen, und aus dem Strunt der alten Eiden wird kein Honig in Bächen strömen. Die Mühe, die harte Mühe wird nach wie vor der unglücklichen Menschheit notwendig sein. Selbst die Kunst, die Kunst, die eitel Freude und Lächeln scheint — hat sie nicht ihre Märtyrer und fordert sie nicht von denjenigen die sich ihr weihen, grausame und bisweilen blutige Opfer, selbst in ihren leichtesten Spielen?

Wenn der Kampf für den Tod gefährlich ist, bietet der Kampf gegen den Tod nicht minder lurchbare Gefahren dar. Das Gedächtnis der Helden, der Gelehrten, der Erfinder, aller der edeln Menschen, die untergehen, da sie die Ketten ihrer Nebenmenschen stülten, sei mein Zeuge.

Aber wenn man von Armeen sprechen will, leidet jene andere, die große Armee der Arbeiter nicht Müdigkeit und Ermüderung, läßt sie etwa keine Gefahr, ist sie Wunden und gemachtem Tode nicht ausgelegt? Die Armeen der Arbeiter, die mit ihren Armen das wunderbare Gebäude unserer Zivilisation erbaut und aufrecht hält: Arbeiter der Erde und der Bergwerke, Arbeiter in Metall und Stein, die stehende, wachstüchtige Armee die im Dunkel zu jeder Stunde Wunder von Hingebung, Kraft und Unerforschtheit vollbringt! Wird diese Armee nicht immer — ach, auch im allgemeinen Frieden! — ihre Helden und ihre Opfer haben?

Ihr jedoch, letzte getreue Freunde des Krieges, die ihr ihn liebt, weil ihr ihn für vornehm, rein und heidenschaft haltet und ihn erheben möchtet, um der größten Sache zu dienen, als ob er nicht stets zu jeder Zeit der Gerechtigkeit und der Ungerechtigkeit diene — ihr, vor denen ich mich neige, weil ihr loyal seid, bewahrt in eurem Herzen die Erinnerung an seine alten Tugenden, die er defak, als das Schwert Schiedsrichter der Welt war. Durch das Schwert erwarb der Krieg Erhabenheit. Ringet, weinet um das Schwert! Es ist nicht mehr! Die blanke Klinge, die besagen ein Recht der Stärke schuf, ist durch eine hochheilige Metallurgie und Pyrotechnik ersetzt worden, die den Mut der Bürger dem Reichtum der Nationen unterordnet. Bologna ist heute keine Kriegsrin mehr. Sie ist eine Metall-fabrikantin, eine Großindustrielle, die das Material und das Werkzeug des Friedens und der Kultur entwickelt und zu ihrem eigenen Nutzen verdirbt. Menschen, erwidert auch von ihr!

Und Anatole France schloß seinen beredten Appell für den Frieden mit den aufmerksamen Worten: „Vollkommener, Befehle der Nationen, Bürger des Erdkreises, Proletarier beider Welten, vereinigt euch, um dieser obersten Pflicht ein Ende zu machen.“

Der Appell Anatole Frances hatte nicht den gewünschten Erfolg der Erhaltung und Sicherung des dauernden Friedens, ja er wurde selbst ein Opfer des Krieges, in den er sich stürzte zur Bekämpfung seines französischen Vaterlandes.

Ein anderer Intellektueller, der sozialdemokratische Professor Nagaz an der Universität Jürich, steht in einer Pfingstbetrachtung den siegreichen Geist der Arbeiterklasse:

„Glauben an den Geist bedarf die Arbeiterbewegung, um ihren Kampf richtig zu führen. Überall da, wo man nicht an den Geist glaubt, d. h. an die siegreiche Kraft der Wahrheit und Gerechtigkeit, da greift man zu minderwertigen Mitteln: Gewalt und Unmoralität. Ich bin der letzte, in das Gebot einzustimmen, das sich erhebt, wo die Arbeiterkraft in der Leidenschaft des Kampfes einen Liebergriff begehren hat, während die Taktik auf ihre Weise unbedeutlich Gewalt üben, aber richtig bleibt doch, daß man für eine Sache am besten steht durch den stolzen Glauben

an fr. Der gewährt eine große Ruhe, Freiheit und Lebens-  
Agendat. . . Darum muß es für die Arbeiterschaft Haupt-  
sache sein, im politischen, gewerkschaftlichen und gewerkschaftlichen  
Leben ihr Ideal möglichst rein zu halten, es hoch  
und schon herauszustellen, an dieses Ideal zu glauben, ihm  
Trennung zu halten. Dann darf sie es ruhig für sich witzeln  
lassen — wer wollte ihm widersprechen?

Vor nichts könnte uns mehr grauen als vor einer Ent-  
wickelung der Arbeiterbewegung, die zum Verlusse ihres  
Bosens hätte: des Geistes. Was sichert uns gegen eine  
solche Gefahr? Der Glaube an den Geist! Der gewaltige  
Kampf um die Herrschaft des Geistes über die Materie, den  
der Sozialismus führt, darf nicht zu einer Kapitulation vor  
der Materie führen. Es wäre ein verhängnisvoller Irrtum,  
zu meinen, daß die Verhältnisse die neue Ordnung bringen  
und nicht der schaffende Wille.

So hat die Pfingstfeier gerade für die Arbeiterbewe-  
gung, die Hauptträgerin des schaffenden Lebens der Zeit,  
die größte Bedeutung. Aus dem Geiste ist sie geboren,  
durch den Geist wird sie unbefleglich sein. Er ist unsere  
Zukunft: der Geist der Zeit!

Es gibt keine notwendiger und möglicher Lösung als:  
Glaube an den Geist!  
Werden sich unsere Kirchengruppen allmählich daran ge-  
wöhnen, daß auch bei uns bereinigt von der Ketzerei herab  
die Arbeiterbewegung die Hauptträgerin des schaffenden  
Lebens der Zeit genannt werden wird? Gewiß: es wird  
ja noch einige Zeit dauern, und wenn wir auch wissen, daß  
wir noch nicht so reich genug sind — wir haben aber den  
festen Glauben an die Zukunft! Und was Georg Herwegh  
von den Kommunisten der 40er Jahre sagte, das können  
sich noch heute unsere Gegner merken: „Spottet des Hüf-  
leins nicht, es hat ja ein römischer Adler eine noch kleinere  
Zahl solcher Apostel geführt!“

Und wir gebeten an den Pfingsttagen auch der andern  
Dichtervorte:

Dem die Erfahrung immer Lieb:  
Ein Morgen folgt nach jeder Nacht,  
Und jedem Ostern bang und trüb  
Folgt einer Pfingsten lichte Pracht!

## Aus der schweizerische Schuh- macherbewegung.

Der Krieg hat nach anfänglicher empfindlichster Schäd-  
igung der schweizerischen Schuhmacherbewegung, die den  
Lebendigenverband fast die Hälfte seiner Mitglieder von  
1128, die er bei Kriegsausbruch 1914 zählte, faste, allmäh-  
lich wieder neue erquickliche bedeutende Aufwärtsbewegung  
gebracht, so daß der Verband 1500 bis 1600 Mitglieder zäh-  
len dürfte. Eingegangene Sektionen sind durch neue ersetzt  
worden, so daß der Verband heute genau wieder derer 21  
zählt wie vor drei Jahren. In der Hauptsache ist der neue  
Aufschwung den Fabrik-Schuhmachern zu verdanken, die sich  
an den alten Sektionsorten in größerer Zahl der Organisa-  
tion angeschlossen und an anderen Orten neue Sektionen grün-  
deten. Die Rot des Krieges hat andere beten, die Arbeiter  
aber denken und handeln geteilt und sie in die Gewerks-  
schaft geführt. Das gilt auch zum Teil von den Sektoren,  
die in Verfall durch ihre nach Kriegsausbruch eingegan-  
gene Sektion in bedeutender Stärke neu erstehen ließen und  
die in Thurgau eine neue Sektion gründeten, wobei es sich um  
Sommer in sozialistischen Betrieben handelt. Nur die Werber  
blieben unzugänglich. Sie sind fast jeder nur an einem Orte  
organisiert, wo sie denn auch eine 30 prozentige Leertungs-  
zulage erlangen, während ihre unorganisierten Kollegen den  
reichen Leberkapitalisten Hundstausende scheiden, die sie  
als Lohnverbesserungen oder Leertungszulagen empfangen  
lassen. Die Dummheit, die soziale Rücksichtslosigkeit, die Organi-  
sationslosigkeit bilden zusammen für die Arbeiter ein folg-  
schweres Väter, zu dessen Befämpfung noch keine bürgerliche  
Bewegung besteht und die daher schon von der Arbeiter-  
bewegung allein befragt werden muß.

An Zürich und Genf hat es während der Kriegszeit kurze  
Leitfrenk mit erfolgreichem Ausgang gegeben und in jüng-  
ster Zeit einen Schuhmacherverein in Bern und eine Fabrik-  
schuhmacher-Aussperrung in Herzogenbuchsee (Kanton  
Bern). In Bern hatte 1914 der Schuhmacherverein  
ein gelbes Vereins mit einem Duzend papieren und un-  
selbständiger Schuhmachergesellen gegründet zu dem Zweck,  
nach ihm einen Tarifvertrag abzuschließen und unsere Sek-  
tion, der die große Mehrzahl der Schuhmachergesellen als  
Mitglieder angeschlossen, als Vertragspartei auszuscheiden.  
Der peride Scheinvertrug gelang und unsere Berner Ver-  
bandsmitglieder streben seitdem unablässig danach, diesen  
unhaltbaren Zustand wieder aufzuheben. Anfangs dieses  
Jahres verließen sie dem Meisterverein wieder einen Tarif-  
vertragsentwurf ein, dessen Forderungen zum Teil beifol-  
lig, dessen Anerkennung selbst aber abgelehnt wurde. An  
aller Orte und Stille wurde der tote Leinwand der Gelben  
mit einem halben Duzend Mitglieder wieder zu vorüber-  
gehendem neuen Leben organisiert und mit ihm der Tarif-  
vertrag abgeschlossen. Der Vertragsabschluss mit unserer  
Sektion über neubewegte abgelehnt.

Nun traten unsere Kollegen nach vorausgegangenem 14-  
tägiger Kündigung und nachdem der Meisterverein es abge-  
lehnt hatte, Vertreter an das angesehene Vermittlungsamt zu  
erschicken, in den Streit. Sie erreichten nun die Unterzeich-  
nung des Tarifvertrages durch sämtliche unorganisierte  
Schuhmachervereine, die die große Mehrzahl bilden und auch  
die große Mehrzahl der Gesellen befristeten und konnten  
auch einmütigen Eintritt der Arbeit wieder aufnehmen. Der

Meisterverein hat zwar noch nicht den Tarifver-  
trag unterzeichnet, aber da die meisten Gesellen mit den  
meisten Meistern im erwähnten Vertragsverhältnis stehen,  
sind die paar Verbandemeister mit ihrer handvoll gelber  
Knappen zur Bedeutungslosigkeit herabgedrückt worden und  
vielleicht befinnen sie sich in ihrer unbefähigten Lage nun  
selbst bald, den Anstoß an den Tarifvertrag zu fassen und  
mit der banteroten Scheinpolitik zu brechen.

Der neue Tarifvertrag enthält die 9 1/2stündige tägliche  
Arbeitszeit mit 1 1/2stündiger Mittagspause, Lohnzuschlag von  
25 Prozent für Überstunden und 50 Prozent für Nacht-  
arbeit, Freigabe des 1. Mai, wöchentlichen Minimallohn von  
39 Fr., in Werkstätten mit Maschinenbetrieb von 42 Fr., un-  
entgeltliche Bekleidung aller Formaturen durch den Meister,  
15 Prozent Entschädigung für die Heimarbeit als Lohn-  
zuschlag zum Tarifvertrag, wöchentliche Wohnzahlung, acht-  
tägige Kündigung im ersten Arbeitsjahr, 14tägige im zwei-  
ten und für die ganze Dauer, Rauchverbot für Meister und  
Gesellen in der Werkstätte usw. Der Vertrag gilt vom 15.  
April 1917 bis 15. April 1919 und er gilt weiterhin für ein  
weiteres Jahr, wenn er nicht zwei Monate vor seinem Ab-  
laufstermin von einer Partei gekündigt wird.

In Herzogenbuchsee wurden die vier 240 Arbeiter und  
Arbeitnehmer der drei Schuhfabriken ausgeperrt, weil sie  
am Nachmittage des 1. Mai gefeiert hatten. Unser Sektions-  
vorstand hatte rechtzeitig an die drei Firmen eine Eingabe  
um die Freigabe des Nachmittages des 1. Mai gesendet, die  
aber abgelehnt wurde. Die Arbeit wurde am 7. Mai wä-  
der aufgenommen, nachdem die Fabrikanten die Wiederein-  
stellung sämtlicher ausgeperrter, die Unterlassung jeder spä-  
teren Mahregung wegen der Raucher und die Bewilligung  
einer Leertungszulage zugesagt hatten. Da unsere Sek-  
tion durch die Ausperrung 40 neue Mitglieder gewann und  
damit jetzt 200 zählt, so daß nur noch etwa 40 Unorganisierte  
verbleiben, von denen 27 die Sperrbrecher gemacht  
hatten — von unseren Mitgliedern wurden nur 2 abtrünnig  
—, so war die Ausperrung für die Arbeiterschaft nicht von  
Schaden. Im Jahre 1918 wird aber der 1. Mai-Nachmittage

**August Geib:**  
**Der Sozialismus.**

Bleib was als Kind er zu nennen — geboren im  
Schöße der Armut,  
war er auf Mittel geartet, fast nur auf Mittel  
gepflegt.  
Bald doch wuchs er heran. Von hohen Zielen ge-  
tragen,  
schlug er mutig sich durch als der Bedrückten Pro-  
phet.  
Fürchtlos nun schaut er die Tiefe, drin seine Feinde  
verfinstern.  
Feinde der Gleichheit, des Rechts, Feinde der Bil-  
dung, des Lichts.  
Und er wird siegen, muß siegen — das Banner der  
Zukunft ihm reichend,  
will es die Logik der Zeit, soldat's der Menschheit  
Gefühl.

von den Schuhmachern in Herzogenbuchsee unter allen Um-  
ständen und dann wahrheitsgemäß ohne Ausperrung gefeiert  
werden.

In Zürich haben die Kollegen in den 7 Schnellfabriken  
betrieben zum Achtundentag den täglichen Minimallohn  
von 8 Fr. erreicht und damit die Formel: 8 Stunden Arbeit,  
8 Franken Lohn zur Lastade gemacht.

Auch in St. Gallen haben die vier Schnellfabriken  
einen neuen Tarifvertrag mit Lohnverbesserungen und bezah-  
lenden achtägigen Ferienurlaub, Einführung des Neuwahl-  
tages im Jahre 1918, 1.50 Fr. für jede Überstunde bewilligt.  
Bedeutliche Fortschritte, Erfolge und Verbesserungen sind  
auf der ganzen Linie errungen worden. 3.

## Volkswirtschaftliche Be- trachtungen.

Es ist höchst wahrscheinlich, daß die jetzt unter dem Druck  
des Krieges befindliche volkswirtschaftliche Pro-  
duktion nach Friedensschluß eine gewaltige Anspannung,  
eine Intensivierung, erfahren wird: Neue Erfindungen, bessere  
Verfahren, sparsamerer Betrieb, kostenparende Verwendung  
von Rohstoffen usw. werden ausgenutzt werden, um die  
Produktion trotz allen finanziellen Lasten, die ihr erwachsen  
werden, erfolgreich zu gestalten. Man hat in der Wirt-  
schaftsgeschichte Beispiele genug, wo gerade solcher äußerer  
Druck und finanzielle Lasten den Unternehmungsgeist zur  
Überwindung dieser Hindernisse anspornen. Auch mit in-  
tensiverer Ausnutzung der menschlichen Arbeitskraft wird zu  
rechnen sein, falls es den Gewerkschaften nicht gelingt, dies  
zu verhindern. Der internationale wirtschaftliche Wett-  
bewerb wird voraussichtlich sehr scharf werden. Schon vor  
dem Kriege war in der industriellen Konkurrenz auf dem  
Weltmarkt der Erfolg nicht nur der persönlichen Leistungs-  
fähigkeit bedingend. Das Maß, in dem staatliche Macht in  
den Dienst der Außenwirtschaft gestellt worden war, und der  
Grad der Organisation der Produzenten und Exporteure hat  
ein gewandtes Wort mitgesprochen. Daß die Staaten ihre  
Wirtschaften rüstungslos für die Erfüllung ihrer wirtschaf-

tlichen Produktionspflicht und Konsumverpflichtung einrichten  
werden, darf als sicher gelten. Ein wesentlicher Teil der  
privaten Organisation zur Förderung von Industrie und  
Handel hat sich bisher schon gebildet und wird sich nach dem  
Kriege nicht minder bilden: das Zusammenarbeiten der In-  
dustrie mit dem Bankwesen. Die industrielle Expansionskraft  
Deutschlands, die sich vor dem Kriege weiterverbreitend entfal-  
tete, stützte sich auf eine Rhythme des Bankwesens, wie sie in  
solch wirksamer Art und in so ausgeprägtem Maße nirgend-  
sonst zu finden war. Nicht nur hat das deutsche Bankwesen  
der industriellen Produktion die Geldmittel des Landes nach  
ihrem wechselnden Bedarf so zur Verfügung gestellt, daß die  
Konjunkturen voll ausgeschöpft werden konnten. Das deut-  
sche Bankwesen hat noch mehr geleistet. Es hat Stützpunkte  
im Ausland, dem deutschen Außenhandel die Bahn frei  
gemacht und so den importierenden deutschen Industrien In-  
ternationalismus ermöglicht. Reben diesem Maße Deutschlands  
haben wir dasjenige Frankreich. Dort war die Entwick-  
lung der Banken an der industriellen Entwicklung wesentlich  
geringer. Das Land hatte wider von Vorkriegen gegen die  
Banken, die nichts für die industrielle Expansions tätten und  
die die reichen Kapitalisten des französischen Spars in ge-  
fährliche und für die Produktion des Landes geschädigende  
oder gar schädliche ausländische Anlagen leisteten. Ob nicht  
der Krieg hier eine Umkehrung bringen wird, soll dahingehend  
gestellt sein.

Die künftige Volkswirtschaft wird auch in bedeutenden  
Maße von der Gestaltung der internationalen handels-  
politischen Beziehungen abhängen. Von den  
alliierten Mächten wurde auf der Pariser Konferenz des  
Jahres 1916 bekanntlich in vager Formulierung eine wirt-  
schaftliche Annäherung zwischen den Entente-Staaten in Aus-  
sicht genommen und zugleich die Forderung aufgestellt, daß  
Deutschland auch nach Friedensschluß noch für eine Reihe von  
Jahren nicht mehr als selbstbegünstigte Nation zu behandeln  
sei. Von einer Zollpolitischen Differenzierung der Neutralen  
war, trotz vielfach anders lautenden Meinungen, in der Pa-  
riser Resolution nicht die Rede, wenn solche Forderungen  
auch von privater Seite und selbst von Handelskammern  
schon wiederholt erhoben worden sind.

Auf Seiten der Zentralmächte hat sich das Projekt der  
gegenseitigen wirtschaftlichen Annäherung Deutschlands und  
Oesterreich-Ungarns in letzter Zeit immer mehr in dem  
Sinne abgeklärt, daß die Schaffung eines engeren handels-  
vertragsverhältnisses als die ponderbar allein praktisch mög-  
liche Form eines Wirtschaftsverbündnisses betrachtet wird. Da-  
mit tritt naturgemäß auch das Problem der Reichsbegren-  
zung wieder stärker in den Vordergrund der Diskussion.  
Hiermit befaßt sich eine kürzlich erschienene Schrift von Dr.  
Sigmund Schiller über „Mitteleuropa und die Reichsbegren-  
zungsfrage“ (Verlag von Ferd. Enke, Stuttgart 1917).  
Nach Schillers Auffassung kann die Vorzugsstellung  
einer größeren Staatengruppe unter sich dem Anspruch nach  
voller Reichsbegrenzung im Verkehre mit Dritten keinen Ab-  
bruch tun. Obwohl er diesen Standpunkt in interessanter  
Weise ökonomisch zu begründen sucht, legt der Verfasser  
doch das Hauptgewicht darauf, daß die Geltendmachung handels-  
politischer Ansprüche gegen Einde keine Rechtsfrage,  
sondern eine Machtfrage sei. Die Gefahr eines Zollkrieges  
mit den neutralgebliebenen europäischen Staaten ist nach  
Schiller unter den gegebenen Verhältnissen kaum zu fürch-  
ten, da die meisten europäischen Neutralen kleine Länder mit  
verhältnismäßig geringer Ausfuhr nach den Zentralmächten  
sind. Ob sich, schreibt Schiller, eine wirtschaftliche Annähe-  
rung mittels Vorzugsstellen ohne Zollkriegsgefährdungen  
durchsetzen kann oder nicht, ist durchaus keine Frage des  
Völkerrechts oder der internationalen Sittlichkeit; dies hängt  
vielmehr von der tatsächlichen Machtstellung der Annähe-  
rung anstrebenden Staaten und von den besonderen Ver-  
hältnissen der handelspolitisch interessierten dritten Länder  
ab. Man mag über die Zweckmäßigkeit dieser unerbittlichen  
Anrufung des Machtprinzips in handels- und wirtschaf-  
tpolitischen Fragen verschiedener Ansicht sein. Wer können  
uns dieses Prinzip auf keinen Fall zu eigen machen.

Außergewöhnliche Vorgänge während der Kriegszeit, wie  
das Verschwinden alles Goldes aus dem Verkehr,  
die ins Ungemeine gehende Noten- und sonstige Strebtigkeits-  
vermehrung, Balanceausgleichungen und Entwertungen usw.  
zwingen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich und heißen  
Erklärung. Dießem Bedürfnisse kommen Sachliteratur und  
Presse in reichem Maße entgegen. Freilich sind die Erklä-  
rungen meist nach den Wünschen der „mitgebenden Geistes-  
besessenen“ und sie stimmen mit den Tatsachen nicht immer  
überein. Den Regierungen und ihren Organen kann es  
in schwererigen Zeiten nur willkommen sein, wenn gerade  
denjenigen ihrer Maßnahmen besonders gelobt werden, die  
sonst allgemein Zweifel oder gar Tadel begegnen. Und da  
die Steigerung der Notlage schließlich zu allen Aus-  
tunsmitteln greifen läßt, mag es nicht ausgeschlossen sein,  
daß geldverwertliche Reserven ähnliche Chancen für prak-  
tische Erprobung gewinnen, wie Erfindungen im Pro-  
duktionsbereich. Zurzeit werden die Geldfragen besonders in  
Deutschland sehr eifrig diskutiert. Dabei zeigen sich die Ge-  
gner am tüchtigsten und drängen auf rasche Umkehrung der  
Geldpolitik. Es sei eine Schrift von Prof. Robert Die-  
mann über „Gold und Geld“ erwähnt (Deutsche Verlags-  
anstalt, Stuttgart 1916). Dieser Autor verweist darauf, daß  
in modernen Wirtschaftsgesellschaften die privaten Zahlungsmittel  
und Abrechnungsmethoden eine gewaltige Bedeutung gewonnen  
haben. Das reale Geld tritt immer mehr zurück, und die Ge-

...während des Krieges geht besonders deutlich, wie  
Zinsbeschränkung sich sehr wohl ohne Geld regeln läßt und  
...in der Theorie mit dem Austausch an Stelle von Geld be-  
...andere auch Offerten zur Ausgliederung von Forderungen  
...können. Die Wechs- und Darlehensverkehrscheine  
...angeblich für jedermann den besten Beweis dafür,  
...auch ganz ungedeckte Zahlungsmittel sehr gut ihre  
...funktion erfüllen können und der Wert des Geldes nicht  
...dem Golde beruht. Diesmann sagt, alle bisherigen Geld-  
...theorie beruht auf einer gewaltigen Überhöhung der funk-  
...tion Zahlungsmittel, des Metallgeldes und der teilweise  
...aus Metall gedeckten Banknoten. Da man behauptet,  
...Gold bestimme die Kaufkraft des Geldes (Metallismus)  
...der Staat bestimme sie (Chartalismus), beides erklärt  
...jedermann als Täuschungen, die von dieser ganz übertrie-  
...benen Einschätzung der Zahlungsmittel herrühren. Man  
...sollte auf den tatsächlichen Verkehr. Da jetzt sich, daß weis-  
...lich der größte Teil der Umsätze nicht durch Metallstücke oder  
...Banknoten, sondern durch die Karte als Berechnungsmittel  
...vermittelt wird. Sozusagen einzig im Kleinverkehr  
...werden die Umsätze noch durch Goldstücke und Noten aus-  
...geführt. Aber auch da rechnet der einzelne Wirtschaftler  
...nicht mit diesen Zahlungsmitteln, sondern mit seinem Ein-  
...kommen. Diesmann erbringt in der Befestigung der Gold-  
...theorie auch ein wirtschaftliches Kampfmittel.  
...er meint: Gelänge die Befestigung der Goldtheorie in  
...Deutschland und vielleicht auch in anderen Ländern, so würde  
...man damit nicht nur Milliarden einsparen, sondern über-  
...haupt England und seinen Gold produzierenden Kolonien  
...den höchst fühlbaren Schlag versetzen. Bankdirektor Ben-  
...jamin vertritt einen ähnlichen Standpunkt in der Schrift  
...„Währungs- und Geldtheorie im Lichte des Welt-  
...verkehrs“ (Dunker u. Humboldt, München 1916). Er schreibt:  
...Mit der Goldtheorie, mit der unbefristeten Annahme  
...des Goldes besorgt man nur die Geschäfte des Auslandes,  
...wenn man den fremdländischen Goldbergbau und seine  
...Rentabilität durch den gesetzlich garantierten Preis unter-  
...stützt und überdies den ausländischen Schuldnern gestattet,  
...die Warenschuld in einem für die eigene Wirtschaft un-  
...günstigen Metall zu ihrem Preise statt in nützlichen  
...Gütern des Konsums zu begleichen. Das werden die Lan-  
...desleute aller Länder lehnen, die nicht selbst Goldproduzenten  
...sind. Sie alle werden schließlich dem Golde die Liebe ver-  
...lieren, so daß sich der ganze Goldstrom der Welt auf  
...England wirft. Dieses müßte Kapitalverluste von Milliarden  
...erleiden und wirtschaftlich schwer geschädigt werden.  
...Wie steht es mit der praktischen Erprobung solcher Vor-  
...schläge? Es gibt besonders seit Ausbruch des Krieges An-  
...nahmen an die Vorschläge goldlosen Geldes. Dies sind  
...zum größten Teil Ergebnisse der Belegenheit und der Not, die  
...man an verantwortlicher Stelle sehr gerne nützen würde.  
...Es bestehend in geldbedürftiger Zeit die Notwendigkeit  
...zu schaffen, die der Staat ohne Gold wirtschaftlich, werthebend  
...schaffen könnte, so werden Deutschland und andere  
...europäische Staaten sich schmerzhaft so bald praktisch darauf  
...einlassen und aus festen Steuern zur vollständigen Ergän-  
...zung des Geldsystems schreiten. Das eigene Finanzinteresse  
...zwingt den Staat im Bedenken keine Mißwirtschaft  
...aufkommen zu lassen. Denn diese ist für den Staat höchst  
...schädlich für den Augenblick einträglich. Wird das Geld ent-  
...wertet und seine Bedeutung unklar, so werden es auch die  
...an den Staat zu zahlenden Steuern.

### Aus dem Reichstage.

In der Debatte über den Metallzettel berührt der  
Ministerpräsident, Dr. Stein auch das bekannte Kapitel von den  
Soldatenmordhandlungen, die er verurteilt und für  
die er nur Verurteilung, weil es etwas unaufrichtiges  
ist, demjenigen, der durch seine Taten die schändliche  
Zeit ist, in irgendeiner Weise zu vergewaltigen. Im Zu-  
ammenhang damit erklärte er sich für die Abschaffung der  
Strafe des Lebensbanns. Ein sozialdemokratischer Abgeord-  
neter, Herr Schöppin verurteilt das Liebeswachen des Döll,  
der selbst mit älteren Männern, die von der Front zurück-  
kommen, bis zum Liebesmahl getrieben wird und wogegen  
Abhilfe geschaffen werden sollte. Auch von den fortwähren-  
den Beschränkungen durch Vorgesetzte führte er zu sprechen.  
In der Urteilsverurteilung befinden sich unbedeutende  
Beschränkungen und auch Einstufungsbeschränkungen. Mit der Erhö-  
hung der Marschalkeinsätze und der Gewährung des zweiten  
Kurses sollte nicht länger mehr gewartet werden. Ueber  
die Verpflegung wurden schwere Klagen erhoben, ebenso  
über das Kantinenwesen. Gänzlich befristete er sich auch  
mit dem Streit der Munitionsarbeiter und dem be-  
zogenen Erlaß des General Gröner. Der Streit hatte verchie-  
dene Ursachen, die Kürzung der Rationierung, die Frage der  
Rationierung der Arbeiter und auch deren be-  
stimmte Forderungen. Mit dem Streit beschäftigte sich auch  
Göhr, Davidsohn und Lebebour. Göhr erklärte, daß bei  
den streikenden Arbeitern neben dem Hungergefühl des  
Mannes auch der Hunger nach politischer Gleichberechtigung  
mitwirkte. Die Arbeiter wüßten, daß eine Besserung in der  
Rationierung gar nicht eintreten kann, bevor der Friede kommt.  
Daher verlangten sie, daß der Reichskanzler die Kriegsziele  
ausdrückt, die allein den Frieden herbeiführen können.  
Selbst die internationale Korrespondenz verurteilt jetzt, daß  
die deutsche Regierung die Forderung der Russischen Regierung  
annimmt. Die Haltung der Regierung hat die weiteren Ar-  
beiterstreiks überzeugt, daß die Regierungen den Völkern  
nicht den Frieden bringen können. Daher richteten sie ihre

hoffnung in allen Ländern auf die Sozialdemokratie. Die  
Folge der internationalen Solidarität ist gerade in dieser  
Zeit dringendes Gebot. Diesen Gedanken haben wir in  
unserem Aufruf gegeben. Das war unsere Pflicht. Wir  
reichen den gemarterten Völkern jenseits unserer Grenzen  
die Hand und rufen ihnen zu: Stimmt mit uns ein in den  
Kampf dem Krieg! Friede den Völkern! Proletarier  
aller Länder vereinigt euch. Ihr Vorgesetzten übertrug ebenfalls  
an dem Vorgehen des General Gröner gegen die Arbeiter,  
wie an der gesamten Klassenpolitik des Klassenstaates gegen  
die Arbeiterklasse, scharfe Kritik.

Darüber hinaus wachte sich gegen die iden Schärfer-  
reden des Konventionen Meritt, der von Schmach und  
Schande über die Streikenden geredet hatte. Darüber  
erinnerte daran, daß sich unter den Streikenden auch  
hunderttausende Arbeiter befanden, die sehr wohl  
wachsen, was sie mit der Demonstration wollten. Es handelte  
sich darum, ob die Arbeiterklasse darauf rechnen darf, daß vor-  
täglichen Maßnahmen ihr Vertrauen in den Kriegs-  
amt gebührt wird. Darüber hat sich General Gröner nicht ge-  
äußert. Der Hindenburg-Brief war zunächst ohne Zorn und  
Eifer geschrieben, indem zugegeben wurde, daß das deutsche  
Volk unter der Notlage leidet und die Erzeuger  
von Lebensmitteln sollten ihre Pflicht tun. Dann erst war  
von der Munitionserzeugung die Rede. Diesen Brief  
schickte General Gröner an die Gewerkschaften, die in einem  
ruhigen Schreiben die selben Verbände antworteten. Dann  
behandelte der Reichskanzler diese Dinge sachlich und ruhig  
in einem Schreiben an die Bundesregierungen. Dann erst  
kam der Brief des General Gröner. Von den Lebensmittel-  
erzeugern und Handwerkern, von denen Hindenburg aus-  
gegangen war, kein Wort mehr. Dieser Grönerische Brief  
wurde glatt verlesen worden, wenn an ihm Licht und Schat-  
ten gleichmäßig verteilt gewesen wäre, wenn ihm noch ein  
Nachwort gefolgt wäre des Inhalts: „Habt Ihr nicht Hin-  
denburgs Worte gelesen? Eine unfähigere Schuld laßt  
denjenigen auf sich, der durch Verfüren von Gerüchten und Kar-  
toffenen an sich die Arbeiterschaft der deutschen Munitions-  
verfertiger schädigt. Für deren Schuld müssen unsere Feld-  
grauen büßen. Wer wagt es, dem Hrn Hindenburg zu  
tropfen? Ein Hundstot, der sich müßt und wundert, wäh-  
rend das arbeitende Volk darbt. Die schmutzigen Ver-  
süßungen müßt unter uns — das sind die österreichischen  
Kriegsgeheimnisse. Sie müssen gebrauchsmäßig werden  
vom ganzen Volk. Wer wagt es, nicht von seinem  
Ueberflusse dem Volke zu geben, wenn Hindenburg es be-  
heißt.“

Lebebour empfahl zunächst zur Deckung des Metall-  
bedarfes der Heeresverwaltung die Verwendung der im  
Reichstag aufgestellten Bronzedeckel der alten deutschen  
Kaiser. Sodann besprach er ebenfalls den Streit, wobei er  
einen von Arbeitern der Allg. Getreidewirtschaft  
Berlin zugegangenen Brief erwähnte, nach dem sie im Be-  
trieb oft Hunger und Isolation und vertrieben zu  
bringen müßten, angeblich wegen Mangel an Material.  
„Das geht jetzt bereits 10 Wochen so. Sogar in der Woche,  
in der wir am Montag die Arbeit wegen der Ernährungs-  
fragen niedergelegt hatten, ist am Sonnabend nicht gear-  
beitet worden. Dazu kommt, daß der Dreifachbetrieb  
aufrecht erhalten wird, das wir nicht verstehen können. Da  
doch wenig Arbeit vorhanden ist, brauchen wir uns die Nacht  
nicht um die Öfen zu schlagen. Mit einem Verdienst von  
etwa 38 Mk., wie in den beiden letzten Wochen, kann man  
unmöglich auskommen. Trotzdem wir gezwungen sind,  
Stunden und Tage keinen Handschlag zu machen, läßt die  
Betriebsleitung es zu, daß in den Fabrikräumen Plakate an-  
gebracht werden mit den schärfsten Beschimpfungen gegen  
die Arbeiter, die es nicht verstehen wollen und können, daß  
sie sich an ihren Söhnen und Brüdern vor dem Feinde ver-  
süßigen, wenn sie auch nur eine Stunde untätig sind. Was  
wird der Herr vom Kriegssamt dagegen unternehmen, damit  
unser Arbeitsschutz voll ausgenutzt werden kann und wir  
auskömmlichen Verdienst haben? Da einstweilen unsere  
Arbeitsschutz nicht so nötig gebraucht wird, können wir die  
ganze Warnung nur als Hohn und lächerlich bezeichnen.“ —  
Wenn alle Munitionsarbeiter persönlich, mündlich oder  
schriftlich ihnen, Herr General Gröner, ihre Ansicht aus-  
sprechen könnten, würden Sie noch ganz anderes zu hören  
bekommen. Ich bin gern bereit, mit Ihnen zusammen in  
einer Arbeiterversammlung zu sprechen, und da Sie ja über-  
zeugt sind, daß Sie recht haben, hoffe ich, daß Sie dies An-  
gebot benutzen werden. Was am peinlichsten in Ihrem Pla-  
nat berührt, haben Sie nicht erwähnt. General von Stein  
hat mit Recht gesagt, daß er mit einer gewissen Beschränkung  
immer auf die Geduld hat. In sich Widersprüchen und Be-  
schimpfungen von Untergebenen zuzulassen (lassen);  
es ist unaufrichtig, einen, der durch seine Lage ohnehin der  
schwerere Teil ist, irgendeine zu verweigern. Das ist  
ganz unsere Meinung. Auch wir betrachten es als etwas  
Unaufrichtiges, wenn man jemand, der nicht in der Lage ist,  
sich zu wehren, beschimpft, so wie Sie es getan haben. Herr  
General Gröner. Würde ein Arbeiter, das von Ihnen ge-  
brauchte Wort Ihnen ins Gesicht schmeißen, so würde er  
zweifellos schwer bestraft.

Sehr scharf wandte sich Lebebour auch gegen den Staats-  
sekretär Helfferich, der die Verfassung der Deputation der  
Streikenden verurteilte und von „Räuberhorden“ redete.  
Auch die Spionageverurteilungen des General v. Seelitz  
verurteilte der Redner aus scharfer, ebenso den Befehl  
der Budgetkommission, aus den besetzten Gebieten möglichst  
sämtliche Beschäftigten und Jagdner für die heimische Pro-  
duktion fortzuführen, worunter die Landbevölkerung jener Ge-  
biete sehr leiden müßte, aber auch die Lebensmittelverfor-  
gung Deutschlands, da man die Bevölkerung der besetzten

Gebiete nicht verhungern lassen darf. Schließlich sprach  
Lebebour für den baldigen Frieden.

Er hat beteuert den literarischen Kriegszustand, der  
den Soldaten gegen ihr gutes G. W. ausgehängt wird und  
verlangte Abhilfe dagegen.

Runert brachte die Einstellung von Belgiern, die in  
Deutschland wohnen, in das deutsche Heer zur Sprache.  
Oberst Marquardt sagte die Prüfung der Fälle und oen-  
tuelle Entlassung der Betreffenden aus dem deutschen Heer-  
dienst zu.

General Gröner betrieb seine Verteidigung gegen die  
Kritik Lebebour und anderer sozialdemokratischer Redner mit  
Begründungen, die in der Form von Fragen gestellt wa-  
ren, deren Beantwortung Lebebour ganz richtig ablehnte.  
Daß die bürgerlichen Redner alle die Regierungspolitik ver-  
urteilten, ist selbstverständlich.

Zum Marinestahl redeten von sozialdemokratischer  
Seite Boghert, Giebel, Brandes, Kuffe und Sente. Der  
Staatssekretär v. Capelle betonte natürlich die Erfolge des  
Unterseeboottkrieges. Brandes, Boghert und Giebel betonen  
die Arbeitsverhältnisse auf dem Meere, wo ebenfalls  
teilweise Arbeitsverstellungen vorgenommen sind. Die Löhne  
sind noch immer durchaus unbedeutend. Gegenüber der  
Behauptung des Geh. Admiralsrates Harms von ange-  
hoben 50prozentigen Lohnverhöhungen ist festzustellen, daß  
solche nur von 19 Pfg. pro Stunde insgesamt vorgenommen  
sind. Auch Boghert besprach die Streiks und kritisierte  
die strafmäßige Verurteilung von Arbeitern an die Front, was  
nicht vorkommen sollte. Giebel sprach über die Besol-  
dungsverhältnisse der Angestellten der Marineverwaltung  
und über die unbedeutende Stellung der Arbeiteraus-  
schüsse. Kuffe über die Kolonialpolitik, zu der er keine Be-  
merkung, daß ihr die Arbeiter ablehnend gegenüberstehen.

### Warum keine Rentenerhöhung in der Invaliden- und Hinter- bliebenenversicherung?

Im Oktoberheft seiner Amtlichen Nachrichten vorigen  
Jahres stellte das Reichversicherungsamt in einer Ueber-  
sicht über die Art der Anlegung des Vermögens der Träger  
der Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung die Höhe des  
Reinvermögens der Landesversicherungsanstalten und Son-  
deranstalten am Schluß des Jahres 1914 auf zusammen  
2252 Millionen Mark fest. Im Jahre 1900 hatte das Rein-  
vermögen betragen 845 Millionen Mark, seit 1904, also in  
zehn Jahren, hatte es sich ziemlich verdoppelt.

Nun hat das Reichversicherungsamt dem Reichsamt des  
Innern den neuesten Geschäftsbericht eingereicht. Dieser Ge-  
schäftsbericht — abgedruckt im Märzheft der Amtl. Nachrich-  
ten — sagt nun, daß das Reinvermögen der Träger der In-  
validen- und Hinterbliebenenversicherung im Jahre 1915 um  
mehr als hundert Millionen Mark zuge-  
nommen hat und bis Ende 1916 auf weiter steigen  
dürfte.

Wenn man nun bedenkt, daß infolge des Krieges an  
die Mittel der Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung  
außerordentlich gesteigerte Ansprüche gestellt worden sind,  
und wenn man weiter in Betracht zieht, daß andererseits die  
Beitragsleistung während des Krieges wesentlich zurück-  
gegangen ist, so muß man die in der Invaliden- und Hinter-  
bliebenenversicherung sich offenbarende Tendenz der Ver-  
mögensankündigung als regelmäßig und geradezu kraßhaft  
bezeichnen — umso mehr, als die Invaliden-, Alters-, Wit-  
wen- und Waisenrenten bezüglich ihrer Beiträge einen schrei-  
enden Gegensatz zu dem Reichtum der Versicherungs-  
träger darstellen und ihre Unzulänglichkeit allgemein  
anerkannt ist.

Wir möchten dringend wünschen, daß der neueste Ge-  
schäftsbericht des Reichversicherungsamts dem Reichstag den  
einmütigen Willen ausdrückt, endlich und baldigst eine ganz  
wesentliche Erhöhung der Leistungen in der Invaliden-  
und Hinterbliebenenversicherung bei der Reichsregie-  
rung durchzusetzen.

### Von der schweizerischen Gewerk- schaftsbewegung.

Soweit bis jetzt die Gewerkschaftspressen Jahresberichte  
veröffentlichte, haben die Verbände ausnahmslos in 1916  
einen Mitgliederzuwachs erfahren, so die der Holzarbeiter,  
Zimmerleute, Textil- und Lederarbeiter, Lithographen,  
graphischen Hilfsarbeiter, Handels-, Transport- und Lebens-  
mittelarbeiter. Der Zuwachs an Mitgliedern ist aber in  
verhältnismäßigem Maße erfolgt, so nur von 23 bei den Litho-  
graphen, die damit aber wieder ihre „Gründerschaft“ er-  
reichten, bis über 2000 beim A. L. Z. Z. Zu wahrstren-  
lich alle anderen Verbände aufs neue erstarkt sind dürfte der  
Schweizer Gewerkschaftsbund seiner Gründerschaft von  
zirka 90000 Mitgliedern wieder nahe gekommen sein, wor-  
über später kein Jahresbericht nähere Auskunft geben wird.  
Der vom Krieg schwer geschädigte Bauernverbändeorgan  
sein Neujahr sein Organ, den „Bauernbeiter“, wieder heraus-  
geben.

Die wiedererworbenen Gewerkschaften haben in 1916 wie  
sein Neujahr 1917 auf der ganzen Linie Lohn- und zum Teil  
auch Streikbewegungen im Gang durchgeführt und damit  
Millionen Franken an Vorratshilfen und Leihvermögen zu-  
lagen zum Teil auch Arbeitsvermittlungen. Einführung  
des freien Sonnabends nachmittags, Verbesserung der Versam-

...errangen. Die Kohlennot und die durch sie erzwungene Ersparnis an Brennmaterial in Industrie, Verkehr, Haushaltungen usw. hat auch in der Schweiz wie in Deutschland die Frage der englischen Arbeitszeit aktuell gemacht, mit der der Verband schweizerischer Konsumvereine unter Zustimmung der Arbeiter und Angestellten vorangegangen ist. Nur das Personal der Buchdruckerei des Konsumverbandes hat wegen des bestehenden Tarifvertrages wie auch aus gesundheitlichen Gründen die englische Arbeitszeit abgelehnt. Für die Boller Schuhfabrik des Verbandes brachte sie die Verkürzung der täglichen Arbeitszeit von 10 auf 9 Stunden beim bisherigen unersetzten Arbeitslohn. Während der halbtägigen Mittagspause erhält das Personal ein gemeinsames Mittagessen um je 50 Cts., auf dessen Kosten der Verband etwas draufzahlt. Aber auch hier ist die englische Arbeitszeit nur vorläufig eingeführt.

Die schweizerischen Unternehmer treiben mit ihrer „Arbeitergebet“ an der Spitze schwärmen sofort für die englische Arbeitszeit, aber die Gewerkschaften winkten ab und brachten den Achtstundentag damit in Verbindung, für den aber die Herrschaften noch immer nicht begeistert sind, wenigstens nicht für einen solchen der Arbeiter. Sie selbst haben ihn oder noch längere oder auch gar keine Arbeitszeit; denn viele Unternehmer führen nur ein Paradiesleben.

Zu einem großen Teil waren es die Lohn- und Streikbewegungen, die den Gewerkschaften tausende neuer Mitglieder zuführten und diese Zusammenhänge bleiben auch fernerhin wirksam. Der Organisationsgedanke feiert in der schweizerischen Arbeiterchaft während der Kriegszeit wahre Triumphe!

### Amerikanische Sozialisten über Krieg und Frieden.

Von den amerikanischen Sozialisten und ihrer Stellung zum Krieg weiß man nicht viel mehr, als daß die Partei ohnehin gespalten ist in ihren Ansätzungen wie die in Deutschland, England und Frankreich. Es gibt auch dort Ameriker, deren Internationalismus durch den Ausbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen den Regierungen der Vereinigten Staaten und Deutschlands über den waffen gestoppt wurde. Am meisten rechtferdigte diesen Umfall Allan B. Benson in seiner Erklärung, daß er zwar gegen den Krieg gemein sei, daß er aber jetzt, wo er ausgebrochen sei, wünschte, daß Amerika und nicht die Gegner siegen und demnach keine Politik einrichte.

Das Exekutivkomitee der amerikanischen sozialistischen Partei hat im „Call“ ein Manifest gegen den Krieg erlassen, dessen Text uns leider nicht bekannt geworden ist. Es trug die Unterschriften von Victor Berger, Morris Hillquit, Anna Malen, George L. Brown und Wolf Berger. In der „Humanität“, der der „Call“ sich anschließt, sind die Punkte gezeichnet worden, woran man sich halten muß, wenn man auf einen energischen Protest hinaus zu wirken gedenkt. Es geht jedoch nicht aus der Erklärung hervor, wie „Soudin“ prinzipiell zu dem Manifest gegen den Krieg steht und wie dieselben wohl annehmen, daß es im allgemeinen billigt, da andererseits die „Humanität“ sich nicht mit der kurzen und unklaren Mitteilung begnügt hätte.

Das Exekutivkomitee hat jedoch für eine Anzahl amerikanischer Parteigenossen den gewöhnlichen Anstoß der Öffentlichkeit gegen die Haltung der offiziellen Parteileitung zu protestieren und eine Gegenumgebung von 25 Komitees herangezogen, unter denen wir J. G. Th. C. Brown, Th. C. Brown, W. C. Brown, Charlotte Stinball, Emma C. Brown, Bertha Wilson und Upton Sinclair nennen. Sie erklären in ihrem Manifest, daß die Opposition der sozialistischen Partei gegen die Interventionen der Amerikaner in der sozialistischen Internationalen vertretenen Anschauungen zuwiderlaufen.

Wir sind für den Frieden, aber nicht für einen Frieden unter dem Vorwand, daß es besser ist, Blut zu vergießen, als gegen die Sklaverei zu kämpfen. Wir verwerfen nicht den Frieden mit der Abhaltung des Lebens der Individuen, sondern das Gewissen, das einen unerträglichen Vorgesetzten zwingt, der das höchste Ideal, sich für die Sache der Freiheit zu opfern, zu verweigern, sich herabdrücken würde. Wir sind nicht imstande, Anteil an Verantwortung zu übernehmen. Wir sind nicht imstande, gegen das internationale Verbrechen zu kämpfen, wäre der Sozialismus unwirksam. Wir müssen gegenwärtig, wegen des Internationalismus unsere Regierung unterstützen, welche Opfer sie auch für nötig halten mag, um die Prinzipien des internationalen Rechts zu verteidigen, die für den Sozialismus und für die Zivilisation gleich wichtig sind.

Kun lag vielleicht keinerlei Gefahr vor, daß Amerika durch eine Rückkehr zum Krieg in die Sklaverei fallen würde. Auf der anderen Seite kann durch den Krieg als solchen das internationale Verbrechen nicht wirksam bekämpft werden, sondern nur durch Schaffung von Garantien gegen neue Verbrechen, deren eigentliche Träger jedoch nur das wirklich internationale sozialistische im schroffen Gegensatz zu den kapitalistischen Regierungen stehende Proletariat sein kann. Die Gefahr droht, daß die amerikanische Arbeiterklasse durch die bedingungslose Unterstützung ihrer kapitalistischen Regierung (trotz eines Teils der sozialistischen Partei, wenn dieser wirklich einen beträchtlichen Prozentsatz der amerikanischen Sozialdemokratie ausmacht, vollzogen) in die Abhängigkeit von der kapitalistischen und im-

perialistischen Politik gerät und damit der Befreiung dieser Politik ist.

Gerade weil die amerikanischen Sozialisten diese Entscheidung seit zwei und einem halben Jahre in Europa beobachtet konnten, ist es um so mehr zu bedauern, daß auch bei ihnen mit dem Ausbruch des Krieges die Spaltung eintrat.

Natürlich gibt es drüben innerhalb der beiden Richtungen auch noch Schattierungen. W. Hillquit, Berger und Meyer-London erkennen zwar den Kapitalismus als solchen als die Ursache des Krieges an und vertreten insoweit die Auffassung, daß die sozialistische Partei sich jedem bevorstehenden Konflikt widersetzen müsse, jedoch mit der Ausnahme, wenn eine feindliche Invasion erfolge. Die andere Gruppe will von vornherein zwischen Angriff und Verteidigungskrieg unterscheiden wissen. Wieder gehen die Meinungen derer, die gegen jeden Krieg sind, darüber auseinander, ob man sich im Falle des Krieges der Dienstpflicht widersetzen solle oder nicht. Gemeinsam ist allen die Beurteilung der Haltung, die die deutsche Mehrheit im Krieg eingenommen hat.

Diese Differenzen traten auch bei der Bewertung der Stockholmer Konferenz zum Ausdruck. Während Hillquit und Lee glauben, den Versuch unternommen zu sollen, eine gemeinsame Aktion der internationalen Sozialisten herbeizuführen, widerlegen sich Russell, Walling und Boole diesem Gedanken aus besitz. Sie halten die Konferenz für „die gefährlichste von allen Verdächtigungen des Sozialismus, um die Früchte seiner militärischen Siege plündern zu können. Hillquit und Lee seien Proleten und jeder denkende Sozialist müsse, das neunzig Prozent der Delegierten unter dem Einfluß von Berlin stehen. Die Konferenz solle dazu dienen, die Meinungen der Sozialisten und Arbeiter für Deutschland zu gewinnen und für das deutsche Kriegsprogramm, das nichts anderes bedeute, als ein neues Kaiserreich von Berlin bis Bagdad.

Da bekannt ist, daß sowohl die skandinavischen, wie die französischen und italienischen Sozialisten die Unabhängige Arbeiterpartei und die Britische sozialistische Partei alles andere eber beabsichtigen als eine Unterstützung deutscher Regierungspläne und deutscher Regierungssozialisten, mußte die Bewunderung der Amerikaner etwas sanfter an. Aber sie ist doch auch wieder ein neuer Beweis dafür, wie vollständig im Ausland das Vertrauen zu der deutschen Sozialdemokratie verloren gegangen ist. Man kann sich schwerlich vorstellen, daß die deutsche Mehrheit auch die Interessen des internationalen Proletariats vertreten könnte. Nur haben die Russell und Boole kein Recht, sich zu entrüsten, da sie jetzt noch in den gleichen Fehler verfallen, den sie bei der deutschen Mehrheit rügen.

### Aus unserem Beruf.

Mangel an lebenden Arbeitsschuh. Die Holzschuhe, die man vor dem Kriege als Zeichen kultureller Rückständigkeit betrachtete, müssen in der Kriegszeit mit ihrer Leberknappheit die Lederstraße ersetzen, wobei aber nur Arbeiter und bäuerliche Elemente in Betracht kommen. Aus Schuhhändlerkreisen wird darauf aufmerksam gemacht, daß die Holzschuhe auch die Arbeitsschuh aus Leder nicht immer zu ersetzen vermögen, so z. B. für die Bergarbeiter, die elastische Lederstraße haben müssen, da sie den größten Teil der Schicht hindurch auf den Knien liegend arbeiten. Die niederberühmten Schuhhändler haben sich daher an die Kontrollstelle mit dem Besuch gewendet, den betreffenden Fabrikanten das nötige Leder zu gewähren, damit sie wieder Bergarbeiterstraße herstellen können. — Der tiefere Beweggrund dieser rühmlichen Bemühungen der Schuhhändler um Bergarbeiter ist natürlich der Profit und darum wenden sie sich auch dagegen, daß Schuhfabrikanten Schuhe direkt an Bergarbeiter liefern, weil dabei den Schuhhändlern der Gewinn verloren geht, auf den sie von Gottes- und Rechtswegen den heiligsten Anspruch haben.

Zerlegungen der Holzschuhfabrikanten. Der Verband der Holzschuh- und Klettstiefelfabrikanten verlangt die Freigabe seiner Fabrikate vom Bezugsschein und die zulässige Lieferung an alle Schuhhändler. — Wir haben nichts dagegen.

405 Millionen Mark für die 8 Kriegsanleihen haben Firmen der Schuh- und Lederindustrie gezeichnet, davon allein 65 Millionen Mark für die letzte, die 8. Anleihe. Die Fabrikantenpresse feiert den Patriotismus und die enorme weitere Beteiligung der Schuh- und Lederkapitalisten.

5000 Mitglieder hat der Zentralverband deutscher Schuhwarenhändler (SdZ) erreicht. Die Unternehmerorganisationen erklären an Mitgliedern und an Finanzmitteln, sie werden immer mächtiger und bieten damit den Arbeitern das beste Beispiel des Zusammenhanges zur Nachahmung.

Streikfreie Pappenschuh. Der Birmasener Schuhfabrikant Krämer ist vom Gericht in Zweibrücken von der Anklage betrügerischer Schuhlieferungen freigesprochen worden. Er hat zwar Schuhe geliefert, die zur Hälfte oder noch mehr aus Papp hergestellt waren, aber er gab die Schuhe daran dem Arbeiter. Der Papp ist mittlerweile für bessere Qualitäten vermerkt. Der Staatsanwalt hatte 4 Monate Gefängnis beantragt. Mit seiner Freisprechung hatte Herr Krämer ein außerordentliches Glück.

Herr Wallerstein in Offenbach, der Vorsitzende des Schuhfabrikantenverbandes, ist zum höchsten Kommerzienrat ernannt worden. Der Führer der Schuhfabrikanten ist offenbar immer Kommerzienrat sein und ist es noch nicht so muß er es bald werden. Besonders kann man aber nicht Kommerzienrat werden, wenn man nicht mindestens ein Million Mk. Vermögen hat, ein großes Haus führt und gelegentlich auch monarchische Herrschaften empfangen und wirtet kann.

Kein Schuhmacher. Ein Berliner Schuhmacherverband hatte für das Beispiel nur eines Schiefers 1.50 Mk. verlangt und wurde daraufhin wegen Kriegswucher angeklagt, freigesprochen.

„Belgische Kriegsschuh.“ Aus alten Stoffen, Leinwand usw. werden in Belgien Oberläufer für Holzschuhe hergestellt und so „Kriegsschuh“ gefertigt, die auch in der Schweiz Brüssel getragen werden. In der Tat sieht der Schuh aus wie ein Schuh.

300 000 Paar Holzjandalen hat die Stadt Wien zum Selbstverkauf bestellt. Die Preise betragen 2.00 Kr. bis 5.80 Kr.

100 Prozent Gewinn machten die ungarischen Schuhe in U. G. in Ersetzungs auf ein Aktienkapital von 10 Millionen Kr. Der Krieg ist eben eine große Zeit für die Unternehmervelt, eine gar trübe Zeit für die Arbeiterwelt.

### Bekanntmachungen des Zentralvorstandes

Wir machen unsere Mitglieder darauf aufmerksam, daß für diese Woche vom 21. Mai bis 27. Mai der 21. Wochensbeitrag fällig ist.

Nachfolgend verzeichnete Mitglieder wurden als verstorben gemeldet und hiermit für ungültig erklärt:

- Georg Wasmann, B.-Nr. 23 023, eingetreten am 2. April 1907 in Eschwege.
- Erdmann Schütz, B.-Nr. 38 490, eingetreten am 12. September 1909 in Straußberg.

Rüdenberg, den 19. Mai 1917.

Der Vorstand.

Redaktionschluss: Die Berichte müssen spätestens Montag früh, kurze Notizen und Danksagen bis Montag früh in unseren Händen sein.

Die Redaktionen.

### Zur Beachtung!

Wer an das „Schuhm.-Fachblatt“ etwas zu berichten hat, muß unter allen Umständen folgendes beachten:

1. Manuskriptpapier nicht auf beiden Seiten beschreiben;
2. keine Titel- und auch keine Titelfüße verwenden;
3. nicht zu eng schreiben, damit redaktionelle Veränderungen zu vorgenommen werden können;
4. durch Korrekturen, Änderungen oder Zusammenstreichungen nicht das Manuskript unlesbar machen;
5. Namen und Adressen recht deutlich schreiben.

Neuer Katalog (ca. 170 Abbildungen) über Schuhmacher-Werkzeuge. — Versand gratis und franco. — E. Böttge, Berlin, Cöpenickerstraße 83.

Die Arterienverfälschung und ihre Folgen. — Lehmann, Schlagflus, Wesen, Verhütung und Behandlung von Dr. Luda. Wertvolle Ratsschläge und die Mittel zur Verhütung. Preis nur Mk. 1.50 per Nachnahme von Aug. Hubrich, Verlag, Berlin-Görlitz 57.

Handstanzmesser Größe I 8,00 Mk. — II 7,50 Mk. — III 6,50 Mk. Fernruf 690 Amt Ophls. Theo Brenner, Merfeld 1. Golling.

Anzeigen finden im „Schuhmacherfachblatt“ wirliche Verbreitung!

# Beilage zum Schuhmacher-Fachblatt Nr. 21.

## Für unsere weiblichen Mitglieder.

### Warum muß die Frau organisiert sein.

Leider muß diese Frage noch aufgeworfen werden. Die Frauen streben den politischen und sozialen Bestrebungen der Sozialdemokratie noch gleichgültig, manche sogar antipathisch gegenüber. Gerade die Frauen des werktätigen Volkes aber haben alles, was sie nur fordern können, von der Sozialdemokratie zu erwarten. Alles, was die bürgerlichen Parteien erleben, ist entweder direkt oder in der späteren Wirkung den Arbeiterinnen zum Nachteil. Heute greift das Staatsleben, greift die Gesamtwirtschaft mehr und mehr in die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse eines jeden einzelnen Menschen und in die der Familie ein, bestimmt sie in entscheidender Weise. Die Frau kann nicht mehr in ihrer Wirtschaft hocken und wachen, wie sie will. Der Staat mit seiner Gesetzgebung bevorzucht sie in sehr erheblichem Maße. Die kapitalistische Entzweiung und Wirtschaftswelt entzieht der Einzelwirtschaft mehr und mehr die Herstellung von Gebrauchsgütern. Der größte Teil der Gebrauchsgüter und Lebensmittel wird heute in gewerblichen Betrieben hergestellt und muß gekauft werden. Dadurch ist die Lebenshaltung nicht billiger geworden. Der Staat verteuert schon in normalen Zeiten alle Waren und Lebensmittel durch seine Zoll- und Steuerpolitik, im Kriege steigen sie ins Ungemessene. Niemand kann sich ihr entziehen. Von der Mitbestimmung über diese Politik ist die politisch rechtlose Frau ausgeschlossen, obwohl sie als Hausvaterin am meisten unter der Verteuerung aller Waren zu leiden hat.

Die Politik des Staates in Verbindung mit der kapitalistischen Entwicklung zwingt die Frauen und Mädchen des Proletariats zudem, in immer größerer Zahl erwerbstätig zu sein, entweder, um allein für den Unterhalt für sich oder ihre Familie zu sorgen oder um zu den Kosten des Hauswesens in der Familie beizutragen, weil dazu der Lohn des Mannes allein nicht ausreicht. Vor dem Kriege waren ja erst 14 Millionen, heute im Kriege halten die Frauen mit ihrer Arbeit tatsächlich unser Wirtschaftsleben aufrecht. Immer größer wird der Anteil der weiblichen Arbeitskraft an der Gütererzeugung. Nach dem Krieg überlebende der Kriegstoten waren am 1. Januar 1914 bei 1.277.045 männlichen Kriegstoten schon 1.915.119 weibliche Mitglieder. Vor wenigen Jahren noch kam erst auf 3 männliche Mitglieder ein weibliches Familienmitglied. Jetzt kommt schon eine Arbeiterin auf 2 Arbeiter. Und immer noch mehr Frauen werden in den kapitalistischen Produktionsbetrieben eingesetzt. Aber obwohl die Frauen diesen Steuern zahlen müssen wie die Männer, werden sie für ihre Arbeit schlechter, meistens viel schlechter entlohnt. Die Frauen müssen die Möglichkeit haben, auf die Festhaltung des Arbeitsertrages einzumwirken und den Grundlosh der gleichen Entlohnung für gleiche Arbeit zur Anerkennung zu bringen. Auch aus diesem Grunde bedürfen sie des Wahlrechts.

Der Staat hat den Schulzwang eingeführt. Er entzieht die Kinder in umfassendem Maße den mütterlichen Einflüssen. Der Staat bestimmt über die körperliche, geistige und moralische Erziehung der Kinder. Die Mutter hat in diesem Staat kein Recht der Mitbestimmung. Sie kann nicht mitbestimmen über die das Schulwesen betreffenden Fragen und Angelegenheiten. Sie wird in der schlimmsten Weise terrorisiert, ihrer natürlichen mütterlichen Rechte beraubt.

Der Staat unterwirft die Frau genau wie den Mann allen seinen Strafgesetzen, die in mancher Beziehung die Frau und Mutter viel schlechter stellen als den Mann. Das gilt besonders in der Ehegesetzgebung.

Aus allen diesen und noch einer Reihe anderer Gründe bedarf die Frau unbedingt politischer Rechte. Aber nur eine Partei tritt für diese politischen Rechte der Frau ein. Das ist die Sozialdemokratie! Alle bürgerlichen Parteien sind aus engherzigen, egoistischen und aus Gründen der Klassenherrschschaft dagegen.

Außer diesen Forderungen erhebt die Frau noch eine große Reihe anderer. Zunächst sind es aber allgemeine Forderungen der Sozialdemokratie. Es erübrigt sich, sie als besondere Forderungen der Frauen herauszustellen. Wollen die Frauen ihre Forderungen durchsetzen, dann müssen sie auch dafür kämpfen und ihre ganze Kraft dafür einsetzen. Dann müssen sie auch die Schär der Kämpfer für die Gleichberechtigung der Frau vermehren helfen, durch Eintritt in die Sozialdemokratische Parteiorganisation.

### Abfindung von Kriegserwitwen bei Wiederverheiratung.

Das Wittwenzinsrentengesetz sieht eine Abfindung vor, die sich wieder verheiratenden Witwen nicht vor. Dadurch wird fraglos in manchen Fällen eine Wiederverheiratung verhindert, die bei einer Abfindung der Versorgungsgebüh-

nisse sonst erfolgt sein würde. Das ist durchaus unerfreulich. Nun ist der Regierung in unbegrenzter Höhe durch den Reichshaushaltsetat eine Summe zur Verfügung gestellt worden, aus der sie aus der Besorgung sich ergebende Härten beseitigen oder mildern kann und soll. Auf Grund dieser Ermächtigung hat das Kriegsministerium einen Erlaß herausgegeben, der in bestimmten Fällen eine Abfindung von Kriegserwitwen bei ihrer Wiederverheiratung vorsieht.

Voraussetzung für diese Abfindung ist einmal das Vorhandensein eines Bedürfnisses zur Abfindung und der Bezug eines Kriegswitwengebühdes aus Anlaß des gegenwärtigen Krieges. Sind diese Voraussetzungen erfüllt, kann bis zur 2/3-jährigen Höhe der Kriegserwitwenabfindung eine Abfindung gegeben werden. Die Abfindung beträgt im Höchstfalle: 1000 Mk. für die Witwe eines Gemeinen, 1250 Mk. für die Witwe eines Unteroffiziers, Sergeanten usw., 1500 Mk. für die Witwe eines Feldwebels, Majorwebels usw. (Die Höchstbeträge für Offizierswitwen lassen wir hier außer Betracht.) In der Regel sollen nur solche Witwen berücksichtigt werden, die das 55. Lebensjahr nicht überschritten haben.

Die Bewilligung erfolgt auf Antrag; sie kann in besonders gearietten Fällen ausnahmsweise auch für die zurückliegende Zeit erfolgen. Besuche sind an die örtlichen Fürsorgestellen für Kriegshinterbliebene oder an die Ortspolizeibehörde zu richten, die sie weiterzugeben haben. Aus den Anträgen muß hervorgehen, zu welchem besonderen Zweck (Beschaffung einer Aussteuer, von Möbeln, eines Gehalts aus Anlaß der Wiederverheiratung) die Abfindungssumme Verwendung finden soll.

Die Auszahlung der Abfindungssumme erfolgt durch die Kassenbehörde an die Witwe nach der Wiederverheiratung gegen Vorlage der standesamtlichen Heiratsurkunde. Die Abfindungssumme gilt als Vorbehalt für den Fall, daß später eine gesetzliche Regelung der Angelegenheit mit rückwirkender Kraft eintreten sollte.

Ob die Abfindung gewährt wird, hängt vom pflichtgemäßen Ermessen der Heeresverwaltung ab; ein Rechtsanspruch darauf besteht nicht.

### 4368017 Säuglingsleichen.

Eine Statistik vor dem Kriege.

Das Kaiserliche Statistische Amt veröffentlicht im Reichsanzeiger Nr. 37 eine Zusammenstellung über die Säuglingssterblichkeit in den deutschen Bundesstaaten, für Preußen nach Provinzen gesondert. Daraus ergibt sich, daß die agrarischen Bezirke, wie mit allen anderen unerfreulichen sozialen Erscheinungen, in bezug auf die Säuglingssterblichkeit den unzulänglichsten ersten Platz einnehmen. Und das trotz der an sich gewiß günstigeren Lebensbedingungen auf dem Lande. Von je 100 Lebendgeborenen starben im ersten Lebensjahre im Durchschnitt für das ganze Reich 11,7 Säuglinge. Für Preußen liegt die Sterblichkeitsziffer mit 14,5 fast auf derselben Linie. Etwas größer als im Reichsdurchschnitt war die Sterblichkeit der unehelichen Säuglinge in Preußen. Hier erlagen von je 100 im ersten Lebensjahre 24,6 im Reich 23,2. Die niedrigste Sterblichkeitsziffer für alle Säuglinge hatte mit 9,7 die höchste Westpreußen mit 19,1. Um zu zeigen, wie unvorteilhaft die Domänen der Junker in dieser Beziehung abschneiden, geben wir die folgende Gegenüberstellung. Von je 100 Lebendgeborenen starben im ersten Lebensjahre:

	überhaupt	ehelich	unehelich
Berlin . . . . .	14,1	12,7	19,2
Albed . . . . .	12,9	12,1	19,4
Hamburg . . . . .	12,7	11,2	22,4
Bremen . . . . .	12,1	10,7	24,8
Provinz Sachsen . . . . .	17,8	17,0	25,7
Waren . . . . .	17,7	16,9	26,4
Sachsen-Altenburg . . . . .	17,1	16,5	21,7
Sachsen . . . . .	17,8	17,0	25,7
Ostpreußen . . . . .	17,8	16,5	29,0
Westpreußen . . . . .	19,1	18,1	38,3

Insgeamt waren es 275.571 Säuglinge, die in dem einen Jahr ins Grab sanken. Diese Ziffer betrug in den letzten 12 Jahren 4.368.017.

Bei nur geringer sozialer Fürsorge hatten viele, viele Tausende der Kinder dem Leben erhalten werden können. Zwar ist die Säuglingssterblichkeit zurückgegangen, aber das ist vorwiegend ein Verdienst der Städte und der hier tätigen Sozialdemokraten.

### Für die Gleichberechtigung der Frauen.

Die russische Liga für die Gleichberechtigung der Frauen hat folgende zwölf Leitsätze für die Notwendigkeit des Frauenwahlrechts aufgestellt:

1. Die Frauen bilden die Hälfte der gesamten Bevölkerung Russlands.
  2. Die Grundlage der politischen Freiheit besteht darin, daß alle, die sich den Befehlen unterwerfen, an ihrer Ausarbeitung Anteil nehmen müssen.
  3. Die konstituierende Versammlung muß den Willen des gesamten Volkes wieder spiegeln.
  4. Die konstituierende Versammlung kann den Willen des gesamten Volkes nicht zum Ausdruck bringen, wenn eine Hälfte der Bevölkerung in ihr nicht vertreten ist.
  5. Sämtliche Gesetze betreffen die Frauen ebenso wie die Männer und einzeln ausschließlich die Frauen; wie können sie also ohne ihre Anteilnahme erlassen werden?
  6. Die Gesetzgebung über die Kinder betrifft die Frauen nicht weniger wie die Männer.
  7. In den Fragen der Familiengesetzgebung ist die Jahrhunderte alte Erfahrung der Frauen wertvoll.
  8. Nur eine freie Staatsbürgerin kann die Mutter eines Bürgers sein.
  9. Der Frau das Wahlrecht vorenthalten — heißt die Hälfte Russlands ihres grundlegenden Rechtes berauben.
  10. Alle Einwendungen gegen das Frauenwahlrecht stützen sich auf das Gefühl, nicht auf die gesunde Vernunft.
  11. In allen Ländern, in denen die Frauen bereits das Wahlrecht besitzen und in den Parlamenten vertreten sind, halten sie das Banner der Freiheit und Gerechtigkeit hoch.
  12. Aus allem Dargelegten ist ersichtlich, daß das Frauenwahlrecht ein Bestandteil des Allgemeinwohles ist.
- Die russische Liga für die Gleichberechtigung der Frauen ist eine bürgerliche Vereinigung. Ihre Leitsätze enthalten deshalb eine Anzahl Argumente nicht, die von den proletarischen Frauen zur Durchsetzung ihrer Forderungen angeführt werden. Trotz dieser Mängel spiegeln die Leitsätze die Stimmung breiter Kreise der russischen Frauenwelt wieder, die lebhaften Anteil an der inneren Reformarbeit nehmen und alle Aussicht haben, im neuen Russland ein Maß von politischer Freiheit zu erringen, das den Frauen Westeuropas noch heute als schier unerreichbares Ideal vorleuchtet.

### Kleidung, Neuheres. \*)

Was soll das? werdet ihr vielleicht fragen. Aber so steht die Art, wie ihr euch kleidet und wie ihr euer Haar tragen sollt, ist euch eine schwere Sorge. In den Modenbüchern, in den Zeitungen, auf der Straße sieht ihr so vieles lei, das euch vielleicht oft gar nicht gefällt, aber weil so viele es tragen, weil es „Mode“ ist, wollt ihr es auch. Sie lehnt ihr euch auf den Augenblick, wo ihr nicht mehr der Gehül der Mutter folgen müßt, wo ihr nicht mehr wie Schulmädchen, sondern wie Erwachsene gekleidet sein werdet. Ihr kommt in die Fabrik oder in die Schreibmaschinenfabrik, vielleicht in den Modeschon. Da sind ältere Mädchen, modern gekleidet und frisiert. Sofort wollt ihr es ihnen nachmachen, nicht wahr, gar oft fühlt ihr euch gar nicht behaglich, wenn ihr „modern“ seid? Ihr magt es nur nicht zu sagen. Nun will ich euch durchaus nicht eine bestimmte Tracht als die absolute richtige und schöne vorschlagen. Aber eines will ich euch sagen: Versündigt euch nie an dem Modetreiben. Daß euch nie um der Mode willen oedecken, etwas anzuziehen, von dem euch euer eigenes Gefühl sagt: Schön ist es zwar nicht, aber es ist Model! Nein! Überlaßt doch das Modetreiben jeder Mode jenen, die nichts anderes zu tun haben als sich zu kleiden und zu putzen! „Eines sieht sich nicht für alle“, dieses Sprichwort paßt gerade auf die Mode und auf die Haartracht. Manches Gefühl ist unendlich lieblich und einfach gestedtem Haar, es wird aber alt und oft auch erblickt, wenn es mit allerlei künstlichen Dingen Bergerichtet wird. Eine Frisur, die im Ballaal oder im Besocke einmal großen Dame effektvoll sein mag, wirkt oft lächerlich an der Nähmaschine. Ein Kleiderstück der bei Frauen, die sich einen Bogen leisten können, passend sein mag, sieht unbehaglich aus und behindert bei einem zur Arbeit bestimmten Kleid.

Dasselbe gilt für Hüte. Zum eignen Nutzen in die Schneiderwerkstätte etwa um sieben Uhr früh, weil mancher Hut unpraktisch, der für die Damen, deren „Arbeit“ sich im Beudennachen erschöpft, geeignet sein mag. Die arbeitenden Mädchen können nicht alles nachmachen, was die Modetierinnen tragen. Dieses ist nur schön, wenn aus Stoff und Herstellung viel verwendet werden kann, arme Mädchen aber können nur wenig Geld auf ihre Kleider verwenden. Das hier Gesagte soll euch zum Nachdenken anregen. Es soll euch aber nicht Reue und Selbstverleugern anraten. Auf keinen Fall! Im Gegenteil! Ihr sollt nach dem wirtschlichen Schönen streben, nur sollt ihr euch nicht zu Eitelkeiten der Modelaunen der Befürworter erlabigen, Dazu sollt ihr zu stolz sein.

\*) Aus dem „Mädchenbuch“ von Adolph Papp im Verlag der Wiener Volkswirtschaft.

... des Ehe...  
... umgerüstet...  
... r es noch...  
... man aber...  
... wirbte...  
... führt und...  
... lungen und...  
... 0.22. ver...  
... ngrängt, d...  
... ften, Lep...  
... schluß...  
... in der...  
... st der...  
... 2.90 R...  
... r...  
... 21. W...  
... wurden...  
... erkl...  
... inget...  
... en am 1...  
... e...  
... 10...  
... en die...  
... best...  
... zu ber...  
... bes...  
... v...  
... n...  
... r...  
... b...  
... b...  
... 83...  
... g...  
... g...  
... d...  
... d...  
... e...  
... 57...  
... effer...  
... 6,50...  
... e...  
... e...  
... e...

## Liebe Schwester.

Drift sind wir nun mitten in der schönen Sommerzeit und einige Stunden des Tages haben auch wir auf unjerm Hofe die Sonne. Aber es ist nicht wie bei Euch draußen, daß alles frischer und heller erleuchtet und daß man weit, weit leben kann bis zum Kirchurm des nächsten Dorfes und bis zum dunkelgrünen Wald, aus dem die röhrenartigen Bäume hervortreten und das hellfarbige Laub.

Hier sieht man die grauen Mauern nur deutlicher mit ihren Ritzen und den häßlichen Stellen ohne Kalk, und der asphaltierte Hof, auf dem kein ernstliches Gräschen wachsen kann, bleibt mähbar wie vorher, denn dahin kommt nie ein Sonnenstrahl, und es riecht modrig wie in einem Keller. Und aus den offenen Fenstern hört man keine Kinder schreien, und die Nähmaschinen jurren und die Frauen janken.

Ah, da gefällt es mir manchmal gar nicht hier, und meine Gedanken sind bei Euch. Wenn auch Eure Wohnung nur niedrig und klein ist, aber wenn man durch den Stall gegangen ist in den Garten, dann hat man alles, was ich hier vermisse. Im Hinterhof habe ich nur einige Blumenbeete, damit es etwas freundlicher aussieht. Die Kinder herum freilich nichts, weil sie nicht besser wissen. Sie gehen auf den Spielplatz und bauen aus schmutzigen Sand Kuchen, und ich sage öfter dabei auf der Bank und fräse, denn die Strünge braucht man immer und mit dem Verfüßgehen ist das hier nichts. So viel Schmutz und Strauß, wie wir für unsere zwei in einem Jahre geirrauchen, haben die Eltern für uns vier nicht kaufen brauchen.

Manchmal erzähle ich mir auch etwas mit anderen Frauen, mit jungen und alten. Wenige sind nur dabei, die ein bißchen Glück haben. Meist alle haben sie ihr Päckchen zu tragen: da hat der Mann keine Arbeit, ein anderer trinkt, der ist krank und dieser ist weit fort in der Fremde, von wo er nur wenig Geld schickt. Dann ist wieder die Frau krank, oder eine kriegt alle Jahre ein Kind und ist ganz zweifelhaft, oder die Kinder sind tränklich und das Geld wird in die Apotheke geschleppt.

Alle aber klagen über die leuzen Zeiten, nirgends langt das Geld zum Auskommen, schlechtes Essen für die Familien überall. Das Brot wird immer kleiner, die Kartoffeln sind schlecht und teuer, die Butter ist nicht zu bezahlen und Fleisch und Wurst kommt selten auf den Tisch.

Daß Ihr Euch immer wieder von den Kreisblättern und den anderen kleinen Zeitungen etwas vormachen laßt. Begreift Ihr denn gar nicht, daß diese Blätter alles verdächtigen und mit Dreck bewerfen, was die Arbeiter tun. Dafür werden sie ja bezahlt. Am wütendsten sind diese Zeitungen, daß die Sozialdemokraten das Schnapsstricken bekämpfen. Und sie spotten über die Arbeiter, die ja doch von der Schnapsbulle nicht loskommen und den Fuß weiter trinken.

Berade wir Frauen sollten dafür dankbar sein, denn wir und unsere Kinder werden Egen davon haben. Wieviel Brot, wieviel Glend hat der Schnaps in viele Tausende von Arbeiterfamilien schon gebracht. Du brauchst Dich bloß umzusehen. Die Männer betäuben ihre Sorgen, ihren Kummer mit Schnaps, verdrängen von den wenigen Mark noch einen Teil, laufen zum Spotte der Kinder auf den Straßen herum und die Familie kommt in noch bitterere Not. Auf die Frauen aber bleibt der ganze Jammer hängen. Sie können und wollen nicht zur Schnapsbulle greifen, sie radern und arbeiten Tag und Nacht, und zum Dank tragen sie dann Brügel.

Die Männer sollten doch häßlicher sein als die schwachen Frauen, sie sollten sich ihrer Frau, ihren Kindern nie betrunken zeigen, damit sie die Achtung nicht verlieren. Die Männer sollten aber auch den bösen Wauern und Alkoholgütern nicht Gelgenheit geben, über die Sauferei der Arbeiter zu spotten. Heute sagen sie: „Wenn ihr so viel Geld verkaufen könnt, braucht ihr nicht mehr Lohn!“ Und zugleich brennen sie Branntwein, der nur für die Arbeiter fabriziert wird.

Wirdliche Arbeiter werden zu stolz sein, betrunken herumzuwandern, sie werden sich schämen vor ihren Arbeitsbrüdern, vor ihren Frauen, vor ihren Kindern, und sie werden Zeit und Geld und klare Köpfe haben, sich um ihre Lohn- und Arbeitsverhältnisse zu kümmern, und das werden die Frauen den Sozialdemokraten danken. Und nun laß die Dummen und Niederträchtigen über die Sozialdemokraten schimpfen. Du weißt jetzt, warum sie dies tun und kannst es allen sagen.

Viele Grüße! Deine Marie!

## Was will die Gewerkschaft?

Was die Gewerkschaft will?

Du fragst noch lange, während Not und Kummer An niedern Hütten pöden und den Schlämmen Der Armen und Enterten höhned stören, An bleichen Wangen unerfährlich jehren, Und Geiz und Niedertracht mit scharfen Geißeln In mag're Rücken blut'ge Striemen meißeln — Du fragst noch lange?

Was die Gewerkschaft will?

Ja, gebt es dir nicht schlecht? Kannst du alleine Aus eigener Kraft dir helfen? Nein, ich meine: Dazu gehört Zusammenschluß der Massen, Ein Band, das alle kräftig muß umfassen Zu einem Handeln, einem festen Willen Nur dann wird unser Sehnen sich erfüllen!

Was die Gewerkschaft will?

Ja, ist dein Lohn denn gut? Und wird dein Leben Nicht täglich mehr verteuert, daß das Streben Nach deinem Lohn berechtigt ist und nötig? Hier hilft nur der Verband! Er ist erbötig, Mit weiser Voricht, aber scharfen Waffen Für unsre Brüder bessern Lohn zu schaffen!

Was die Gewerkschaft will?

Die Arbeitszeit ist lang. Bei Tag und Nacht Schafft der Prolet in Werkstatt und im Schaft, Im Bau, in der Fabrik, an heißer Esse; Im Glutentherb, in Giftduft und in Risse Schafft er und formt des Lebens reiche Schätze In ewiger und ungewisser Feine . . .

Was die Gewerkschaft will?

Die Arbeitszeit zu lang, will sie verkürzen, Die tierisch lange Frone will sie stützen, Sie will, daß all die fleißigen Arbeitsbienen Dem Mammon niemals täglich länger dienen Als menschlich nötig! Das ist unser Streben! Verkürzte Arbeitszeit verlängert uns das Leben!

Was die Gewerkschaft will?

Begreife doch, daß unschätzbare Werte Verkürzte Arbeitszeit enthält: die schöne Erde, In voller Pracht liegt sie dir zu und winkt Dem Meer der Arbeit, und es singt und klingt Im Baum, in Büschen, in den Feldern, Weiden — Die Schönheit der Natur sollst du entdecken!

Was die Gewerkschaft will?

Verkürzte Arbeitszeit! Ja, auch der Prolet Soll sich erfreuen dieser Welt! Die große Sehne Des Arbeitsvolkes soll sich froh erquiden, Soll reine Luft genießen, mit Entzücken Erfassen die Natur! Gebot der Menschlichkeit — Nichts weiter — ist der Satz: Dem Volk mehr Zeit!

Was die Gewerkschaft will?

Mehr Zeit! Mehr freie Zeit dem Volke, Daß es sich unbehindert aus der trüben Wolke Unwürdiger Geistesdummheit kann erheben Zu klarer Wissenschaft, zu reinem Leben! Deshalb mehr Zeit, mehr freie Zeit herbei! Mehr Wissen ist mehr Bildung! Bildung macht und frei!

Was die Gewerkschaft will?

In Klassenstaat mit zwingender Gewalt Daß sich des Lebens Not in menschlicher Gestalt Dem Volk der Arbeit. Hier hilft der Verband! Er reicht mit Bruderinn dem Darben die Hand Und stützt ihn, daß er mutvoll, ohne Frauen Den Schicksalsknoten kann entgegen schauen!

Was die Gewerkschaft will?

Das höchste Gut des Arbeitmannes sei Sein Selbstbewußtsein! Keine Kriecherei Vor denen, die auf Mammonschätzen sitzen! Die Solidarität soll stärken dich, beschützen, Dir zeigen, daß du, einig, nicht mehr schwach bist, Dein Recht zu fordern immer auf der Wacht bist!

Was die Gewerkschaft will?

Mehr Menschentum! Nichts mehr von Sklaverei Auf Erden einen festen Bonnemai Des Friedens, Wohlseins und der Gütterlast, Daß jeder atme frei aus voller Brust, Daß jedermann an jedem Tag aus neuem Sich dieser schönen Erde voll erfreue!

Was die Gewerkschaft will?

Frag' nicht mehr lang! Nur unsre Einigkeit Führt und entgegen einer bessern Zeit! Vereint nur hat das Proletariat die Stärke, Die es gebraucht, um bei dem großen Werke Der Volksbefreiung nicht zu unterliegen! Durch Einigkeit zur Kraft! Die Kraft wird segnen!

Drum vorwärts! Zur Gewerkschaft ohne Wanken!

Frei auf zur Tat! Laßt uns nicht länger schwanken! Ein Volk, ein Herz, ein Sinn, vereintes Streben! Es gilt der Arbeit Freiheit, gilt dem Leben! Das große Werk, es soll und muß gelingen! Vereinte Kraft wird uns die Freiheit bringen!

## Kleine Leute.

Von Ina Lange.

Gott weiß, warum sie sich eigentlich mit Kellu-Galle verbeiratete; er war so furchtbar häßlich. Wenn man sie auf Ehre und Gewissen danach fragte, gab sie immer die selbe Antwort: „Einer mußte sich doch über den armen Reel erbarmen, und da keiner ihn haben wollte, so . . .“

Wenn er sie noch hätte verfolgen können, dann wäre die Sache noch gegangen, aber das konnte er nicht, jedenfalls nur bald. Er war viel zu schwach, um die Arbeit eines Mannes zu verrichten und hatte eigentlich nur die Kräfte eines Kindes.

„Mein Rücken war ganz kaputt, als ich geboren wurde,“ sagte er, „und als sie ihn zusammenfügen wollten, da ging's ganz verkehrt.“

Sein Vordel war ungewöhnlich groß, tief und sah hoch oben. Der Kopf war zwischen die Schultern eingeklemmt mit buckigen Haaren, große Ohren, rot und absteigend wie die Ohren einer Krake, ragten zwischen den Haarbüscheln hervor. Seine Stammsaase fand so hoch nach oben, daß sie Wind und Regen durchschlugte, und die Leute meinten, man könnte ihm gewaltsam in den Hals sehen.

Eine Schönheit war er also nicht. Und doch nahm sie ihn. Das Mädel war rein verrückt. Man sagte, sie hätte selbst bei ihm angehalten. Sie war damals erst neunzehn Jahr, sah aus wie die meisten Mädchen und war fleißig und tüchtig. Keine von den anderen Dienstmädchen konnte die Arbeit eben auf dem großen Herrenhofe so gut verrichten wie sie.

Er war Schuhmacher von Profession. Er hatte sich auch als Müllant betätigt, doch das mußte er aufgeben. Rassa konnte das Müllantenleben nicht vertragen. Die Schuhmacherprofession gefiel ihr besser, namentlich da er in ganz Drumsdörf der einzige Schuster war.

Er hatte seine Werkstatt in einer Stube auf dem „Tor-

hügel“, so hieß der kleine Hof von Wohnungen oben auf dem kalten Feld zwischen den Aekern. Er lag eingeklemmt zwischen hohen Bretterwänden am Wege, der an der Scheune, der Tenne, den Stornmagazinen vorüber führte, nicht weit vom Ziegelwerk.

Es waren ein paar häßliche Häuser, verfallen, grau und schmutzig. Genau so war das Gehöft und der Weg davor.

Auf der einen Seite, etwas weiter oben lag ein kleines Fleckchen Grün, das Kellu-Galle's „Garten“ genannt wurde. Hier standen zwei Stachelbeerbüsche dahin, deren Beeren in Größe und Farbe unreifen Johannisbeeren ähnlich sahen. Außerdem waren noch ein paar Sonnenblumen da. Sie steckten dreißig vier gelben Kronen vor, starrten in die Luft nach den Sonnenstrahlen, breiteten zum Protest gegen die ungerechte Behandlung, der sie ausgesetzt waren, ihre Blätter aus, und haben dabei so gelblich aus, wie es ihnen nur möglich war. Eine Kartoffelzwergel stritt sich mit einer kräftigen Tabakswurzel um ihr Auskommen, doch der Platz war zu klein, und sie waren beide schwache Geißel. Stolz und triumphierend nicht dagegen ein Büschel Brennnessel mit dem Kopfe. Die begnügten sich mit den Verbärtissen, wie sie waren, ohne Ansprüche zu erheben, und redeten sich an der Hauswand so hoch wie möglich.

Kellu-Galle hatte große Freude an den Brennnesseln. Sie geliehen gut und waren so grün, daß es den Augen ordentlich wohl tat, sie anzusehen.

Er teilte das Zimmer mit dem Knecht und dessen Familie. So ein dunkles, ungemüßliches Zimmer! Doch im Sommer arbeiteten die Aukeren draußen, und dann konnte er den ganzen Tag allein am Fenster sitzen, wo sein Tisch stand. Er arbeitete so fleißig, wie er konnte. Schwarz an den Fingern und braun im Gesicht sah er da und streckte die Nadel durch das schwarze, düstere Kalbleder. Doch das machte schlagig; er war bequem von Natur.

Sie dagegen lag auf der Viele im großen Saal mit den sechs Fenstern, und schauerte und setzte aus Verzweiflung.

Sie hatte eine weiße Haut; die war so rein, daß sie schimmerte. Es war eine Freude, sie anzusehen, was sie sich auch vornehmen mochte. Gleichviel, ob sie badete, kochte, Lichter anstekte oder wusch. Sie war immer gleich mit und fein, das weiße Leinwand um Hals und Arme war weiß und ganz, ihre Kleider waren ordentlich und nett. Sie war das reinsten von allen Dienstmädchen.

Na, sie sollte ihn ja nun auch haben. Am Tage nach der Hochzeit zog sie nach dem „Torhügel“, und der Knecht zog aus. Sechs Tage lang wusch, schauerte, hämmerte und schlug sie Nägel ein. Am siebenten Tage weinte sie. Doch am Montag begann sie von Neuem. Sie wusch, nähte und segte.

Kellu-Galle verlor den Gedrucht und die Albe auf den Händen; er sah von seinem Tisch auf den Hof hinaus und vergaß rein das Arbeiten.

Er starrte auf die offene Tür, wo er sie schauen sehen konnte. Es gefiel ihm, wie die Sache darinnen vor sich ging, und ebenso gefiel es ihm, daß sie so weiß und rein war. Er grübelte und folgte ihr dabei mit den Augen.

Er zog die Schultern empor. Das war merkwürdig, all' dieses Neue, und doch . . . Eines Tages wurde sein Kopf einer genauen Untersuchung unterzogen. Rassa fand etwas in den Zäpfchen, worüber sich ein Hauptstadt mädchen sicherlich entsetzt hätte. Aber Rassa wußte Bescheid; sie drehte das Futter ein und aus. Der Inhalt floß von dannen, und alle gelipierten zusammen — es waren wohl neun oder zehn Stück — auf den Hof hinaus, und Kellu-Galle sah mit traurigem Blick den grausamen Abschiedsgruß, den sie dem einen gutem werden ließ, der nicht schnell genug fort wollte.

Mit der Freude war es jetzt vorbei. Seine Freunde, die Katerkaten, waren tot oder doch wenigstens fort.

(Fortsetzung folgt).